

Leseprobe aus:

Timothy Garton Ash
Ein Jahrhundert wird abgewählt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2019 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



**TIMOTHY
GARTON ASH**

**EIN JAHRHUNDERT WIRD
ABGEWÄHLT**

**EUROPA IM UMBRUCH
1980-1990**

Erweiterte Neuausgabe

Aus dem Englischen
von Yvonne Badal und
Andreas Wirthensohn

Carl Hanser Verlag

ihnen allen

Titel der Originalausgaben:

The Uses of Adversity · Essays on the Fate of Central Europe.

Random House, New York, 1989

© 1989 Timothy Garton Ash

We The People. The Revolution of '89. Granta Books, Cambridge, 1990

© 1990 Timothy Garton Ash

Die Seiten 7–503 wurden von Yvonne Badal übersetzt,
die Seiten 504–536 von Andreas Wirthensohn.

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26466-3

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 1990. Erweiterte Neuauflage 2019

Carl Hanser Verlag GmbH & Co KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: © akg-images/AP

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

INHALT

Vorwort	7
---------------	---

Erster Teil

FRÜCHTE DER WIDERWÄRTIGKEIT

1 Skizzen aus einem anderen Deutschland	15
2 Der Papst in Polen	42
3 Die Tschechoslowakei unter Eis	60
4 Die »deutsche Frage«	73
5 Die Früchte der Widerwärtigkeit	106
6 Das Leben der Toten	125
7 Eine Lektion über Ungarn. Budapest 1985	153
8 Ein paar Ideen – nichts Neues!	170
9 Ost-westlicher Diwan	176
10 Mitteleuropa – aber wo liegt es?	196
11 Vorfrühling	237
12 Die Prager Warnung	255
13 Reform oder Revolution?	272
14 Notizbuch	349

Zweiter Teil

WIR DAS VOLK

15 Augenzeuge und Geschichte	355
16 Warschau: Die erste Wahl	369
17 Budapest: Das letzte Begräbnis	391
18 Berlin: Die Mauer fällt	406

19	Die Revolution der Laterna Magica	423
20	Das Jahr der Wahrheit – Bürgerfrühling	477
21	Dreißig Jahre danach – Zeit für eine neue Freiheitsbewegung?	504
	Personenregister	537

VORWORT

Dieses Buch ist von meinen eigenen Interessen geprägt, die eher Ideen als Armeen gelten, eher Kulturen als Wirtschaftssystemen, mehr den Nationen als politischen Systemen, vor allem aber den einzelnen Menschen, mehr als amorphen Kollektiven. Zufällig – und glücklicherweise – sind dies auch die Prioritäten der Debatte um Mitteleuropa, die in den achtziger Jahren wie ein geistreicher, aber zielloser Exilant durch Europa und Nordamerika wanderte. Fast alle der wesentlichen Themen jener Debatte finden sich in diesem Buch auf die eine oder andere Weise wieder, und ich hoffe, sie wurden mit Sympathie, aber auch mit angemessener Skepsis behandelt. Denn bei meinen Erforschungen des einstigen und zukünftigen Mitteleuropas habe ich meine Augen niemals vor den harten Wahrheiten des real existierenden Osteuropas verschlossen.

Meine größte Aufmerksamkeit während all dieser Jahre galt den Elementen des Aufbruchs – dem demokratischen Aufbruch –, den es in Opposition zu und trotz der allgemeinen bürgerlichen Ohnmacht immer gegeben hat. Und wie sich zeigen sollte, entstammten die neuen regierenden Eliten Ostmitteleuropas nach den revolutionären Ereignissen von 1989 genau diesen Oppositionskreisen und diesem Milieu. Viele von ihnen, die auch in der ersten Hälfte dieses Buches große Beachtung finden – Václav Havel zum Beispiel oder Adam Michnik –, spielten nun in der Wandlung ihrer Länder vom Kommunismus zur Demokratie eine entscheidende Rolle.

Ich möchte aber betonen, dass dies nicht der Grund war, weshalb ich zu jener Zeit über sie geschrieben habe. Wenn ich auch

immer die These vertreten habe, dass ihre Schriften und Aktivitäten für die politische Zukunft ihrer Länder, ihrer Regionen und für Europa als Ganzes von außerordentlicher Bedeutung waren, so konnte ich mir doch nicht vorstellen – genauso wenig wie sie selbst –, dass die Machtlosen derart schnell zu Mächtigen und die Mächtigen derart machtlos werden würden. Ich hatte ganz und gar nicht geplant, mich »hinter den Gewinner zu stellen«. Im Gegenteil, während dieses Jahrzehnts war sicher so mancher zu dem Schluss gekommen, ich stünde hinter den Verlierern, wohingegen nicht wenige führende westliche Politiker mit ihrer Beharrlichkeit des ausschließlichen Interesses für die herrschenden kommunistischen Parteien in Osteuropa hinter den vermeintlichen Gewinnern standen. Heute brauchen die neuen demokratischen Regierungen Ostmitteleuropas jede nur erdenkliche Hilfe. Dem Historiker aber sei die Frage gestattet: Wie viele von jenen, die heute geflissentlich die neuen Herrscher feiern, hatten vor ein paar Jahren auch nur einen Gedanken an sie verschwendet – geschweige denn einen Finger für sie gerührt?

Ich schrieb über diese Menschen und Themen, weil ich sie interessant fand, lehrreich und oft auch bewundernswert. Gründe genug, wie ich meinte, um nicht auch noch ihre politische Zukunft ins Kalkül zu ziehen. Dementsprechend sollten auch die folgenden Seiten nicht teleologisch gelesen werden, selbst wenn viele Wurzeln von »89« in ihnen zu finden sind, sondern eher gegen die Tendenz, jenen Anteil der ostmitteleuropäischen Geschichte der achtziger Jahre zu vergessen, der nicht unmittelbar auf das Ende des Kommunismus im Jahr 1989 hingewiesen hat.

Eines der großen Themen Václav Havels in seinen ersten Wochen als Präsident der Tschechoslowakei behandelte die Art und Weise, mit der in gewissem Maße jeder zum Erhalt des kommunistischen Systems beigetragen hat, und sei es auch nur durch den scheinbar harmlosen Tribut an äußere Konformität und Heuchelei. (Ein Thema, das er natürlich schon in seinen früheren

Schriften behandelt hat.) Einer der weniger schönen Aspekte der Revolution in der DDR war die Art und Weise, mit der alle Verantwortung für das vergangene System dem kleinen Kreis alter Männer um Erich Honecker zugeschrieben wurde. Es ist natürlich einer der ältesten Tricks von Nachfolgern, alle Schuld den Vorgängern in die Schuhe zu schieben. Doch hier waren es nicht nur die Nachfolger, hier war eine breite Öffentlichkeit daran beteiligt. Und was sich hinter dieser öffentlichen Reaktion verbarg oder, psychologisch gesehen, durch sie verdrängt wurde, war das Ausmaß der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung für das ehemalige System.

Die Geschehnisse von 1989 sollten einen Autor davor warnen, über die Zukunft schreiben zu wollen. Der aufmerksame Leser wird bemerken, dass meine Prognosen zu Polen und Ungarn aus dem Jahr 1988 stellenweise entschieden zu pessimistisch waren (wiewohl sich erst noch erweisen muss, ob die eher skeptische Schlussfolgerung dieses Essays nicht doch gerechtfertigt war). Andererseits wurden die Analysen meiner Berichte aus Polen 1983 (S. 42 ff.) und der Tschechoslowakei 1984 (S. 60 ff.) durch die Entwicklungen von 1989 erfreulich pointiert.

Unter den unzähligen Fragen, die sich nun in größeren Zusammenhängen über die Zukunft dieser Region und die Zukunft der Menschen stellen, die in ihr leben, ist für mich persönlich jene am wichtigsten, die ich am Ende dieses Buches stelle. Es gab menschliche Qualitäten und Tugenden – um diesen altmodisch gewordenen Begriff hier zu gebrauchen –, die unter der politischen Widerwärtigkeit zum Blühen gekommen waren. Werden sie die Befreiung überleben können? Waren diese Qualitäten nur die »Früchte der Widerwärtigkeit«?

Die Anordnung der Essays, Skizzen und Berichte in diesem Buch ist chronologisch. Die Texte im ersten Teil des Buches wurden zuerst in der *New York Review of Books* veröffentlicht, im *Spectator*, *Granta*, der *New Republic* oder im *Times Literary*

Supplement. Sie wurden zwar überarbeitet, doch ich habe keinen Versuch unternommen, ihnen im Rückblick mein späteres Wissen hinzuzufügen oder die Frische des gerade Beobachteten zu nehmen. Sie sind sowohl Geschichten, wie hoffentlich auch ein Beitrag zur Geschichte: zur Zeitgeschichte oder zur »Geschichte der Gegenwart«. Einige Reflexionen über die Situation des Augenzeugen in der Geschichte sind im einführenden Kapitel des zweiten Buchteils zu finden, das zwar neu geschrieben wurde, jedoch an vielen Stellen auf bereits zuvor veröffentlichten Arbeiten in der *New York Review of Books* und im *Spectator* basiert.

Allen, die in diesen Redaktionen meine Arbeiten betreut haben, bin ich zutiefst dankbar. Besonders hervorheben möchte ich Robert Silvers von der *New York Review*, Bill Buford von *Granta* und Charles Moore vom *Spectator*. Das Kapitel »Skizzen aus einem anderen Deutschland« basiert teilweise auf Materialien aus meinem Buch »*Und willst du nicht mein Bruder sein ...*« *Die DDR heute* (1981). Ich danke Rudolf Augstein für die Genehmigung, sie hier nochmals verwenden zu können. Michael Krüger und Eginhard Hora waren überaus verständnisvolle und anspornende Partner im Hanser Verlag. Wie viel ich Yvonne Badal als Übersetzerin, Redakteurin und Ratgeberin schulde, kann nicht genug betont werden.

Aber auch all jenen, die mich in Oxford und Berlin das Handwerk des Historikers gelehrt haben, vielen Bekannten, Kollegen und Freunden aus dem akademischen Leben, aus Journalismus, Diplomatie und Politik, will ich meinen Dank ausdrücken. Sie alle haben mir mit Informationen, Ratschlägen und kritischen Gedanken geholfen. Außerdem seien hier noch jene beiden Institutionen genannt, ohne deren Hilfe die erste, englische Ausgabe dieses Buches nicht möglich gewesen wäre: die Ford Foundation, und hier besonders ihr International Program Director, Enid Schoettle, und mein altes wie neues College St. Antony's in Oxford, vor allem sein Warden Ralf Dahrendorf, der mir groß-

zügige intellektuelle wie organisatorische Unterstützung zukommen ließ. Meiner Familie verdanke ich immerwährenden Beistand und Ablenkung.

In größter Schuld aber stehe ich bei all den Menschen in Polen, in der Tschechoslowakei, in Ungarn, Österreich und Deutschland (Ost wie West), die durchlebt und getan haben, worüber ich nur unzulänglich berichten konnte. Ihnen allen sei dieses Buch gewidmet.

Timothy Garton Ash

Oxford, April 1990

ERSTER TEIL

**FRÜCHTE DER
WIDERWÄRTIGKEIT**

*Süß ist die Frucht der Widerwärtigkeit,
die, gleich der Kröte, hässlich und voll Gift,
ein köstlich Juwel im Haupte trägt.*

William Shakespeare, *Wie es euch gefällt*,
2. Aufzug, 1. Szene

SKIZZEN AUS EINEM ANDEREN DEUTSCHLAND

Diese Skizzen stammen aus einer Zeit, die man heute das letzte Jahrzehnt des Deutschlands hinter der Mauer nennen könnte.

HEIMWEH (1988)

Heimweh ist ein Gefühl, das für gewöhnlich kaum jemanden mit der DDR verbindet. Doch hier in Oxford, beim Betrachten kurzer Fernsehspots aus Dresden und Ost-Berlin, fühle ich einen seltsamen Stich in der Herzgegend.

In den späten siebziger Jahren hatte ich ausgiebige Reisen durch die DDR unternommen, und dann, 1980, bekam ich die seltene Chance, als Doktorand aus Oxford für neun Monate in Ost-Berlin zu leben, um die Geschichte Berlins unter Hitler zu recherchieren. Die Humboldt-Universität besorgte mir ein Zimmer in einem schäbigen wilhelminischen Mietshaus am Prenzlauer Berg, einem alten Arbeiterviertel, das zu dieser Zeit schon das Milieu der Dichterklausen, der Schauspieler, Maler und Studenten war, aus dem auch der exilierte Liedermacher Stephan Krawczyk hervorging. Und die evangelische Kirche bot bereits Zuflucht für freie Meinungsäußerung und offene Diskussion. In einer Kirche, erinnere ich mich, hing eine fast chinesisch anmutende Wandzeitung, mit der vollständigen und genauen Aufzählung sämtlicher nuklearer Waffen der NATO und des Warschauer Pakts. Die Friedensbewegung war gerade im Entstehen.

Mein Zimmer hatte einen Balkon, dessen Absturz unmittelbar bevorzustehen schien, und eine riesige, dunkle Anrichte. Das zweite Zimmer dieser Wohnung wurde von einem angolanischen Tierpräparator bewohnt. Oder vielleicht sollte ich sagen, von *dem* angolanischen Tierpräparator. Die DDR sorgte nun für seine Fortbildung – eine sanfte Version der »brüderlichen Hilfe«. Aber vielleicht habe ich das alles auch nur falsch verstanden, denn der Tierpräparator sprach kein deutsches Wort. Und sein Englisch hatte auch gewisse Grenzen. »Good night!«, sagte er jeden Abend, bevor er sich in sein Bett zurückzog. »Good night!«, begrüßte er mich am Morgen, »Good night!«, rief er mir fröhlich zu, falls wir uns mittags trafen.

Für einige Zeit arbeitete ich in der »Abteilung für spezielle Forschungsliteratur« in der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek Unter den Linden (heute die Deutsche Staatsbibliothek), vom Volksmund »der Giftschränk« getauft, weil dort all das verwahrt wird, was der Staat seinen gewöhnlichen lesenden Untertanen nicht zumuten möchte.

Die Abende verbrachte ich mit Freunden, im Kino oder im Theater – für gewöhnlich exzellent, bot es das zusätzlich prickelnde Vergnügen, »zwischen den Zeilen« verborgene Anspielungen auf die Gegenwart zu entdecken. Ich aß ausgezeichnet in meiner Eckkneipe, wo ich immer neue Bekanntschaften schloss, weil Einzeltische unüblich sind. Sobald die *bona fides* des Ausländers erst einmal außer Zweifel stand, ergoss sich ein Strom von Vertraulichkeiten. Manchmal geriet es ziemlich komisch, die guten Absichten nachzuweisen. »Na gut, Sie behaupten also, dass Sie Historiker sind«, schnauzte ein junger Arbeiter. »Dann sagen Sie mir, wo wurde Karl Marx geboren?« Glücklicherweise wusste ich die Antwort. »Und wer war 1930 Führer der KPD?« Wieder richtig. »Hmm, und wer brachte Hitler an die Macht? Und« – er konnte sich nicht länger beherrschen – »nun sag bloß nicht die scheiß Monopolcapitalisten.«

Einmal ging ich mit einem polnischen Freund ins Ballhaus Berlin, einem Tanzsaal mit Tischtelefonen wie ehemals (oh, ihr Geister Isherwoods). Wir spähten nach ein paar hübschen Mädchen aus und wählten ihre Nummer. Doch dies war Ost-Berlin. Also funktionierte das Telefon nicht. Zurück in meiner frostigen Behausung, stellte ich das Radio an, nur um schließlich den West-Berliner AFN zu empfangen, der die Ankunft von Joan Baez – jenseits der Mauer – ankündigte: »So come on folks. Saturday, March 22, *Joan Baez hits the Wall!*«

Unwirkliche Stadt. Am meisten aber begeisterten mich die Fahrten außerhalb Berlins. Anders als die akkreditierten Korrespondenten konnte ich frei in der DDR reisen, wohin ich auch wollte, ohne Überwachung: eine Möglichkeit, die ich bis an ihre Grenzen ausschöpfte. Nur wenige jüngere Menschen wissen, dass die DDR ein schönes Land ist. Oder vielleicht sollte ich besser sagen: Nur wenige Menschen wissen, welch schönes Land die DDR umgrenzt. Man könnte sogar von *den* schönen Ländern sprechen, denn die historischen Fürstentümer und Königreiche von Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Brandenburg und Mecklenburg sind im Grunde verschiedene Länder geblieben. Überall in Osteuropa hat die relative Rückständigkeit des Sozialismus vieles bewahrt, was der Kapitalismus andernorts zerstört hat. Ein guter Freund fuhr mich durch die Mark Brandenburg, mit Theodor Fontanes *Wanderungen* in der Hand, und es schien, als habe sich in hundert Jahren fast nichts verändert.

Mein Herz aber habe ich an Thüringen verloren, mit seinen lieblichen, bewaldeten Hügeln, seinen gotischen Kirchen und prachtvollen Städtchen. Vor allem an Weimar, das die große alte Dame der DDR-Literatur, Anna Seghers, unvergesslich als »*der beste und der schlimmste Ort der deutschen Geschichte*« bezeichnet hat.

Der beste natürlich wegen Goethe und Schiller und vielleicht auch wegen des Weimars des Bauhauses und der Weimarer Re-

publik. Der schlimmste wegen Buchenwald, das sich noch immer oberhalb der Stadt verbirgt, auf eben jenem Hügel, wo Goethe sein *Wanderers Nachtlied* dichtete:

*Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest ...*

Gleich nach Thüringen nimmt Sachsen den zweiten Platz in meinem Herzen ein, selbst wenn sich die sächsischen Könige in Polen zuweilen erbärmlich verhalten haben. Man kann kaum bittere Gefühle für eine Dynastie hegen, deren letzter Vertreter angeblich mit den unsterblichen Worten abtrat: »Na, Kinder, dann macht euch euren Dreck alleene.«

Doch im Herzen von Sachsen klafft eine Wunde. Dresden. Ich war dort, am 13. Februar, dem Jahrestag des Bombardements. »Sind Sie von drüben?«, fragte eine Frau mittleren Alters. »Nein, ich bin Engländer.« »Ach, warum haben Sie es getan?« Nicht ein Moment des Zweifels, was »es« ist. Und ich empfand die Frage als gerechtfertigt. *Tu quoque* wäre keine Antwort.

In der restaurierten Kreuzkirche gab es eine würdige Andacht, und eine bewegende Aufführung von Dvořáks *Requiem* im Kulturpalast. Am Schluss standen die Zuhörer für eine Minute des Schweigens. Und genau zur Stunde des ersten Bombenabwurfs 1945 begannen die Glocken aller überlebenden Kirchen zu läuten: die Hofkirche sprach mit der Annenkirche, die Kreuzkirche zur Dreikönigskirche. Am beredtesten aber sprach die Frauenkirche – ein Grabhügel aus schweigendem Trümmergestein. Doch die Deutschen, die sich heute in der Kreuzkirche versammeln, sorgen sich mehr um die Lektionen heutiger Tage, um Frieden und Achtung der Menschenrechte in Ost wie West.

Am Ende meines Aufenthalts wurde ich von einem gewaltigen polnischen Strom fortgeschwemmt, *Solidarność* genannt. Kurze

Zeit später schrieb ich für westdeutsche Leser ein kleines Buch über die DDR, in dem ich sie etwas unvoreilhaft mit Polen verglich. Einige meiner engsten Freunde in der DDR warfen mir vor, diese Vergleiche seien unfair. Vor Kurzem las ich das Buch wieder. Ich glaube, sie hatten recht. In Europas Haus sind viele Wohnungen. Lasst jedes Volk nach seiner eigenen Fasson selig werden.

Anstelle einer Dissertation über Berlin unter Hitler hatte ich also ein Buch über die DDR unter Honecker geschrieben. Damit konfrontiert – und auch noch mit einem Vorabdruck im *Spiegel* –, waren die DDR-Behörden verständlicherweise verschupft. (Ich fürchte, mein Doktorvater in Oxford wird ähnliche Gefühle gehabt haben.) Sie riefen einen Diplomaten der britischen Botschaft zu sich und protestierten, dass dies ein Aufruf an die Arbeiter der DDR sei, dem polnischen Beispiel zu folgen. Diese interessante Rezension machte das Buch mit Sicherheit reif für den Giftschrank. Und setzte mich endgültig auf die schwarze Liste der unerwünschten Personen. Als ich einen Offizier am Berliner Grenzübergang S-Bahn Friedrichstraße um Erklärung für die Verweigerung meiner Einreise bat, antwortete er: »Eine Angabe von Gründen ist international nicht üblich.«

CARMEN-SYLVA-STRASSE (1981)

Carmen-Sylva-Straße, ein Abend im Frühling. Melancholische Stuckgesichter stieren von den bröckelnden wilhelminischen Fassaden. Auf den Balkonen entlang der engen Straßenschlucht blüht Wäsche. Die Bewohner lehnen an den Balustraden, trinken ihr Bier aus Flaschen und werfen träge kleine Boshaftigkeiten von Geländer zu Geländer. Auf dem Kopfsteinpflaster spielen Kinder. Ein zerlumpter, unrasierter alter Mann stochert sich von einem

Häufchen Abfall zum nächsten. Irgendwo krächzt ein Grammophon Tanzrhythmen.

Nach acht, wenn die Haustüren verschlossen sind, beginnt der Chorus der Dämmerung. Junge Männer pfeifen von der Straße nach ihren Mädchen auf den Balkonen. Aus der Eckkneipe tönt trunkenes Gelächter, schwillt zum gelegentlichen Spektakel an. Die ganze Nachbarschaft ist da: der Schriftsteller, der Sportler, der Soldat, der Maurer, ein alter Herr im schäbigen Westen-Anzug mit Fliege, eine schnurrbärtige Frau, mindestens siebzig. »Junge Frau«, spricht die Kellnerin sie an.

Später, gegen elf, noch ein letztes »Halleluja«, ein kaum hörbares »Scheiße« aus einer Gruppe junger Leute, die über das Pflaster stolpern. Ein Rumpeln der letzten S-Bahn. Ihre Lichter fliegen für einen Augenblick am Ende der Straße vorbei. Dann Stille, völlige, umhüllende Stille, bis zum Brauereiwagen um sechs am nächsten Morgen.

Ich beschreibe eine Nacht im Jahre 1980. Und doch scheint hier seit 1930 nichts verändert. Um in diesem Teil Ost-Berlins anzukommen, muss man sich auf die Reise durch eine Radierung von Grosz, in eine Geschichte von Isherwood begeben. Dies hier ist Berlin: das Berlin, das man im Westen vergeblich sucht. Doch der Schein trügt.

Zuerst einmal haben sich die Namen verändert. Die Carmen-Sylva-Straße heißt heute Erich-Weinert-Straße, nach einem zweitklassigen, aber kommunistischen Dichter. Wenn es Morgen wird, sieht man auch die Hunderte von Kabeln, kreuz und quer über die Fassaden gespannt, über die Stuckgesichter, wie Falten des Alters: Antennenkabel zum Empfang der westlichen Sender. Auch der alte Mann ist kein Landstreicher, der nach Essbarem stöbert, sondern ein Rentner auf der Suche nach leeren Flaschen. Er verkauft sie dem Staat für zwanzig bis dreißig Pfennige in einem kleinen Laden direkt unter meinem Balkon und bessert damit seine Rente auf. Und heutzutage schimpfen die Arbeiter

in der Kneipe über ihre »Prämien« und den Betrag, der ihnen für etwas, das sie »Soli« nennen, abgezogen wird: »Solidaritätsspende«, für Vietnam oder Angola.

Im November 1932, bei den letzten freien Wahlen vor Hitlers Machtübernahme, stimmte dieses zähe Arbeiterviertel mit überwältigender Mehrheit für die Kommunisten. Unter den Nazis war hier ein Zentrum des kommunistischen Widerstands. Noch nach vierzehntägigem SA-Terror, als Folge des Reichstagsbrands, gaben mehr als 44 000 Bürger in der Stadtverordnetenwahl vom 12. März 1933 den Kommunisten ihre Stimme.

Heute hebt sich dieses Viertel durch seine Weigerung, kommunistisch zu wählen, hervor. Laut offiziellen Angaben wurden bei den Kommunalwahlen vom 20. Mai 1979 ganze 5000 Stimmenthaltungen gezählt und 679 Stimmen gegen die Kandidaten der »Nationalen Front« (die die Kandidaten einer Anzahl von Marionettenparteien und der herrschenden Sozialistischen Einheitspartei einbezieht). Um diese Zahlen richtig werten zu können, sollte man wissen, dass der Stimmenanteil für die Nationale Front in der gesamten DDR mit 99,83 % bei einer Wahlbeteiligung von 98,28 %, angegeben wurde. In einem Wahllokal der DDR findet sich der Bürger vor einer Kommission von zwei bis drei Beamten ein, zeigt seinen Ausweis und nimmt sich einen Stimmzettel. Um für die Nationale Front zu stimmen, wirft er seinen Stimmzettel einmal gefaltet und unmarkiert in die Wahlurne. Möchte er seine Wahl aber anders treffen, muss er, quer durch den ganzen Raum, in eine Kabine gehen, neben der ein Vopo sitzt. Kaum hat er den ersten Schritt in diese Richtung getan, schon wird sein Name notiert. Ein Wähler unabhängiger Gesinnung beschrieb die wenigen Schritte bis zur Wahlkabine als »den längsten Gang meines Lebens«. Die Konsequenzen können bis zur Zurückstufung am Arbeitsplatz oder zur Exmatrikulation bei Studenten führen.

»Niemals in der deutschen Geschichte«, erklärte der Sohn

des ersten Präsidenten der Weimarer Republik, Friedrich Ebert, während einer Wahlversammlung in Ost-Berlin, »sind Volksvertreter demokratischer gewählt worden.«

An einem kalten Januarabend besuchte ich meine Stadtbezirksabgeordneten, die rangniedrigsten Volksvertreter, in dem kargen, ungeheizten Hinterzimmer ihres Klubs der Nationalen Front. Ob sie gewählt wurden, fragte ich.

»Ja, natürlich.«

»Von einer großen Mehrheit?«

»Sehr groß.«

»Und sind Sie alle von verschiedenen Parteien?«

»Nein, zufällig sind wir von der gleichen Partei.« Der Sozialistischen Einheitspartei.

Sie sprachen eine Menge vom Plan, von dem sie mir eine Kopie gaben. Der »Volkswirtschaftsplan des Stadtbezirks Berlin-Prenzlauer Berg« ist eine Miniaturausgabe der zentralen Zahlenplanung, wie sie in den frühen dreißiger Jahren in der Sowjetunion eingeführt worden war: »Die Buchbestände in den Bibliotheken müssen von 350 000 auf 450 000 Bände erhöht werden. Die Zahl der Entleihungen ist auf 108,2 % zu steigern.« Nicht die Menschen sollen ermutigt werden, mehr Bücher aus den öffentlichen Bibliotheken auszuleihen, »die Zahl der Entleihungen ist auf 108,2 % zu steigern«. Ich stellte mir den Bibliothekar am Jahresende vor, wenn er feststellt, dass er nur 105 % erreichen konnte. »Verzeihung die Dame, haben Sie die Werke Schillers schon gelesen? Siebzig Bände – ich werde sie in Ihrem Namen vormerken.«

Mit dem sozialistischen Wettbewerb »Verschönerung unserer Hauptstadt Berlin: Mach mit« endet der Plan. Eine Ahnung von »Mach mit« bekam ich, als in meinem Hausflur ein Aushang die nächste »Mach-mit-Aktion« ankündigte. Beseitigung des Winterabfalls um elf Uhr am folgenden Samstag. Pünktlich war ich zur Stelle. Eine Viertelstunde ging vorbei. Eine halbe Stunde.

Kinder linsten neugierig von der Straße durch die zerbrochenen Scheiben der Haustür. Niemand machte mit. Der Wintermatsch, alte Kippen, Kaugummipapiere, alles blieb liegen wie zuvor.

Hier, am Prenzlauer Berg, sah ich mit eigenen Augen, was ein begabter Beobachter einst die »Konterrevolution der Realität« genannt hat. Die DDR ist eindeutig ein totalitärer Staat, wo sie *bestrebt* ist, jeden wachen Moment ihrer Bürger zu beherrschen und zu dirigieren. Die Vorstellung von »Freizeit« ist jedem Möchtegern-Totalitarismus suspekt. »Im Sozialismus ist der für den Kapitalismus typische Gegensatz zwischen Arbeit und Freizeit aufgehoben«, erklärt das offizielle *Kleine Politische Wörterbuch*. Und weiter, »die Freizeit muss von allen Mitgliedern der sozialistischen Gesellschaft sinnvoll und effektiv genutzt werden«. Der Mobilisierung der Bevölkerung werden aus diesem Grund auch große Energien gewidmet. Schulkinder werden für »Tätigkeiten im produktiven Bereich« »gewonnen«. Jugendliche werden »überzeugt«, an Wehrkampfsport-Veranstaltungen teilzunehmen. Millionen rücken zur Mai-Parade aus. Soweit mobilisiert das Regime durchaus erfolgreich die Körper seiner Bürger. Doch nicht einmal die DDR ist noch imstande, ihre Herzen und Gedanken zu mobilisieren – wie es ihr zweifellos in den frühen Jahren des Aufbaus, nach dem Elend der Kriegszerstörungen, gelungen war.

Mir scheinen die DDR-Bürger am weitaus erfinderischsten zu sein, wenn es darum geht, sich von der kollektiven politischen Bühne in ihre eigenen apolitischen Nischen zurückziehen zu können. Doch die Kluft zwischen dem öffentlichen und dem privaten Ich, der offiziellen und der inoffiziellen Sprache, zwischen äußerlicher Konformität und innerem Dissens – kurz, das Doppelleben – ist ein Phänomen aller Ostblockländer. Der Wechsel von einer Person zur anderen vollzieht sich wie von selbst, auch schon bei Vierzehnjährigen. Dieses Doppelleben bedarf natürlich auch einer Doppelmoral: Öffentlich applaudiere ich staat-

lichen Entscheidungen, die ich im privaten Bereich niemals billigen würde.

Der typische, wahrhaft unpolitische DDR-Bürger ist jener, der jährlich an den Demonstrationen teilnimmt, seine kleine Fahne am Nationaltag hisst und zur Wahl geht. Paradoxiertweise sind es gerade die politisch bewussten Menschen, die den Wahlen fernbleiben. So basiert auch der bemerkenswerte Anteil von Stimmenthaltungen in meinem Viertel, Prenzlauer Berg, auf einer langen Tradition des Protests und gewiss auch auf einem ungebrochenen Stolz der Arbeiterklasse: »Wat, ick soll zu diese Posse jehn?«, so ein Bauarbeiter. Hier flackert noch ein letzter Schimmer von jenem altmodischen Ideal, nach dem das öffentliche Verhalten des Bürgers in realer Relation zu seinen privaten Überzeugungen stehen sollte. Hier, in dieser verkehrten Welt, sind es die Nichtwähler, auf die es ankommt.

Vor fünfzig Jahren wählte die Carmen-Sylva-Straße aus Protest die Kommunisten; heute stimmt die Erich-Weinert-Straße aus Protest gegen sie. Vor fünfzig Jahren hatten ihre Bewohner kaum Geld, um etwas zu kaufen; heute gibt es kaum etwas zu kaufen. Vor fünfzig Jahren demonstrierten sie am 1. Mai ihre Solidarität mit den Arbeitslosen, die von der unmenschlichen kapitalistischen Wirtschaft geschaffen wurden. Heute versuchen sie, sich von den obligatorischen Mai-Demonstrationen der »Soli« in die Welt der privaten Vergnügungen, in ihre Schrebergärten oder Autos zurückzuziehen. Vor fünfzig Jahren lebten sie in quälender Unsicherheit; heute leben sie in quälender Sicherheit.